



Über das Böse

Versuch einer Explikation

von Andreas Stupka

In meinem Leserbrief im *Zaunkönig* 3/2020 habe ich die Behauptung aufgestellt, dass „das Böse ein Wollen, aber ein nicht Können des Guten“ sei. So hingeschleudert, hat diese Aussage bei so manchem Leser Irritationen erzeugt. Aus diesem Grunde wurde ich seitens der Redaktion ersucht, die Aussage zu erläutern – eine Aufforderung, der ich mit dem nachfolgenden Beitrag gerne nachkomme. Dabei geht es um die Darlegung meiner Überzeugung, die ich, aufgrund der langen und intensiven Beschäftigung mit dieser Materie, wie ich meine, logisch und nachvollziehbar ausbreiten kann. Der nun vorliegende Text ist daher in Form einer Argumentationskette verfasst, die vom Leser verlangt, sich auf das absolute Sein und Wirken Gottes sowie dessen Ebenbildlichkeit im Menschen auf der Grundlage der christlich-jüdischen Theologie einzulassen.

1. Die anthropologische Konstante:

Bei der Betrachtung des Bösen in dieser Welt müssen wir uns auf das Wesen des Menschen konzentrieren. Das liegt daran, dass wir, wie wir gleich erläutern werden, die Begrifflichkeiten „Gut“ und „Böse“ in der immanenten Welt nur dem Menschen zuschreiben können. Der Mensch ist unzweifelhaft ein Teil dieser Welt, und zwar jenes Teils, den wir als das belebte Dasein bezeichnen; im Gegensatz dazu steht deren anorganischer oder unbelebter Teil. Das Leben für sich gestaltet sich für alles Lebendige höchst unterschiedlich, so wie es eben jeder Art zugeordnet ist. Dem Leben an sich aber ist, im Unterschied zu allem Nichtlebenden, ein energiegeladener Prozess wesentlich, nämlich jenes permanente Angetriebensein, eben jene *δύναμις* als ein ständiges Weiterstreben bis zu dem Zeitpunkt, wo es mit dem Tode erlischt.

Diesen Sachverhalt bezeichnen wir als Überlebenstrieb, der oftmals verschlungene Wege einschlägt, um seiner Zielsetzung zu entsprechen, d. h. möglichst lange in der Welt zu sein. Oder, wie es der Biologe Konrad Lorenz formuliert: „Das Vorhandensein durch Anpassung entstandener Strukturen und Funktionen ist für Lebewesen charakteristisch, in der anorganischen Welt gibt es nichts dergleichen.“¹ Jene Triebhaftigkeit, die allen Lebewesen inhärent ist, kennzeichnet deren lebenslanges Verhalten und gestaltet somit

das Leben an und für sich. Sie gipfelt in zwei Polen, jenem der Zuneigung und jenem der Ablehnung. Dies können wir an Triebformen wie der Fortpflanzung, dem Fressverhalten oder der Revierabgrenzung sehr deutlich erkennen. Dazu der Verhaltensforscher Irenäus Eibl-Eibesfeldt: „*Tiere erstreben im aggressiven Wettstreit mit anderen Lebewesen über diese die Dominanz und damit den Vortritt zu Weibchen, die territoriale Absicherung ihrer Subsistenzbasis und überhaupt die Selbstbehauptung in einem ihnen vertrauten Raum mit Zufluchtmöglichkeiten, Wasserstellen und anderen für das Überleben wichtigen Voraussetzungen.*“² Die Triebhaftigkeit ist demzufolge die für das Überleben essenzielle Energiequelle.

Die Verhaltensmuster sind oft sehr aggressiv angelegt und gestalten sich in vielen Fällen auch als grausam, so wenn beispielsweise der Löwe den Nachwuchs einer Löwin tötet, sofern dieser nicht von ihm stammt. Die Biologie kennt unzählige Beispiele für derart brutale Verhaltensweisen, die jedoch ausschließlich dem bloßen Überlebenstrieb geschuldet sind. Es wäre angesichts eines solchen Gebarens jedoch falsch, von einer „Bösheit“ der Lebewesen zu sprechen oder diese als solche zu bezeichnen, denn: „*Alle instinkt-mäßigen Impulse eines wilden Tieres sind so beschaffen, dass sie schließlich zu seinem eigenen Wohle und dem der betreffenden Art ausschlagen müssen. Es gibt in seinem Lebensraume keinen Konflikt zwischen natürlichen Neigungen und einem ‚Sollen‘, jede innere Regung ist ‚gut‘.*“³

Diese erste Dialektik zwischen Zuneigung und Ablehnung, die im gelungenen Überleben resultiert, ist durch die Unbescholtenheit des Verstandes⁴ geprägt. Dieser impliziert ein breites Spektrum von Wahrnehmung und Folgerung, wobei Lernen und Anpassen die wesentlichsten Merkmale seiner Fähigkeiten darstellen. Der Verstand zielt auf die unmittelbare Wahrnehmung, auf die Sinneseindrücke und fällt daraus hervorgehende Urteile hinsichtlich des weiteren Verhaltens, die aus der Betrachtung ihrer Konsequenzen Lerneffekte erzielen können. „*Aus dem Gesagten ergibt sich, dass alle Tiere Verstand haben, selbst die unvollkommensten: Denn sie alle erkennen Objekte, und diese Erkenntnis bestimmt als Motiv ihre Bewegungen. – Der Verstand ist in allen Tieren und Menschen der nämliche, hat überall dieselbe einfache Form: Erkenntnis der Kausalität, Übergang*



von Wirkung auf Ursache und von Ursache auf Wirkung, und nichts außerdem.⁵ Verstand ist demzufolge bereits bei niederen Lebensarten in bescheidener Form zu beobachten und steigert sich in den Tieren mit zunehmender Komplexität der Organismen, indem er die bloße Wahrnehmung strukturiert und die Fähigkeit erzeugt, daraus Urteile zu bilden; er wägt somit Zuneigung wider Ablehnung, er synthetisiert eine neue Dynamik – durch den Verstand erweisen sich die Lebewesen als dialektische Seinsformen.

Auch dem Menschen ist im Rahmen seiner Triebhaftigkeit diese Dialektik immanent. So diagnostiziert Charles Darwin die Zuneigung als einen biologischen Prozess, der sich über die Generationen entwickelt hat: „Da ohne Zweifel Zuneigung eine Vergnügen erregende Empfindung ist, so verursacht sie ohne Zweifel allgemein ein leichtes Lächeln und etwas Erglänzen der Augen. Ganz allgemein wird eine starke Begierde empfunden [...] Wahrscheinlich verdanken wir diese Begierde vererbter Gewohnheit in Assoziation mit dem Warten und Pflegen unserer Kinder und mit den gegenseitigen Liebkosungen Liebender.“⁶ Die Zuneigung des Menschen unterscheidet sich jedoch von der reinen Triebhaftigkeit des Tieres, da sie in Spielarten aufgefächert werden kann wie Freundschaft, Kameradschaft, Hilfsbereitschaft usf. und auch Bestand haben kann, wenn die Überlebensfrage nicht zur Disposition steht, oder gerade dann, wenn es angebracht wäre, im Sinne des Überlebens Ablehnung bzw. Aggression an ihrer Stelle zu zeigen.



Raffael: Allegorie der Liebe

Ganz ähnlich verhält es sich mit der Ablehnung; auch sie können wir beim Menschen in verschiedenen Ausprägungen erkennen, wie Neid, Geiz, Gier, Eifersucht, Missgunst und Hinterlist. Alle diese Eigenschaften der Ablehnung resultieren aus der Triebhaftigkeit des Überlebens und sind somit Teil des menschlichen Wesens, wie dies Erich Fromm am Beispiel der Gier darlegt: „Die Verfolgung eigener Interessen

Willy Jaeckel:
Der Hass.
Aus der Mappe „Krieg und Kunst“, Berlin: Verlag Julius Band 1915, Lithografie, koloriert auf Japanbütten, 40,5 x 34,2 cm; Jüdisches Museum Berlin, Inv.-Nr. GDR 86/29/0



Foto: Jens Ziehe

ist ein biologisch bedingtes Streben, das in der menschlichen Natur verankert ist; Verfolgung des Selbstinteresses ist gleich Gier; folglich ist die Gier in der menschlichen Natur verwurzelt – und keine charakterbedingte menschliche Leidenschaft.“⁷ Aus dem Gesagten ergibt sich, dass die menschliche Form dieser Dialektik Dimensionen umfasst, die über das reine Verstandesdenken hinausgehen und in den Spielarten Dinge zum Vorschein bringen, die andere Lebewesen nicht kennen. Wir präzisieren daher die Begrifflichkeiten menschlicher Zuneigung und Ablehnung als „Liebe“ und „Hass“ im Sinne der Überlegungen von Erich Fromm: „Wenn wir die Liebe – oder, besser gesagt, etwas der Liebe Ähnliches – auch bei Tieren finden, so sind doch deren Liebesbeziehungen hauptsächlich ein Bestandteil ihres Instinktapparates, während beim Menschen nur noch Überreste seiner Instinktausstattung zu beobachten sind.“⁸ Liebe und Hass sind also jene Triebkräfte, die das menschliche Überleben bestreiten; ein Mensch, der weder liebt noch hasst, dem ist sein innerer Antrieb erloschen, er ist daher tot.

Liebe und Hass, so sagten wir, gehen über das Verstandesdenken hinaus und es stellt sich daher die Frage, wer den Menschen im Gegensatz zu allen anderen Lebewesen steuert und ihn damit über alle anderen Lebewesen hinaushebt? Es ist dies die „Vernunft“, wozu wir noch einmal Erich Fromm bemühen wollen: „Der Mensch ist mit Vernunft ausgestattet; er ist Leben, das sich seiner selbst bewusst ist. Er besitzt ein Bewusstsein seiner selbst, seiner Mitmenschen, seiner Vergangenheit und der Möglichkeiten seiner Zukunft.“⁹ Während daher der Verstand auf die Erfahrung rekurriert, ist es der Vernunft möglich, Erkenntnisse ohne alle Erfahrung zu erdenken. Die Vernunft ist es also, die in diese wertfreie Dialektik von Zuneigung und Ablehnung, wie wir sie aus der Tierwelt kennen, die Spielarten der Liebe und des Hasses einbringt, die das Tier nicht kennt, und daraus jene menschliche Dialektik generiert, die wir als die „anthropologische Konstante“ bezeichnen wollen. Denn diese Fähigkeiten zu Kameradschaft, Barmherzigkeit, Gier, Rache oder Neid etc. sind kein Charakterzug, sondern inte- >>>



graler Bestandteil jedes menschlichen Seins, weshalb nun in einem nächsten Schritt die menschlichen Verhaltensformen unter dem Vernunftaspekt beleuchtet werden müssen.

2. Die Sitten:

Während das Tier um sich nicht weiß, sondern einfach den Moment lebt, damit es überlebt, lebt der Mensch, der überleben will, bewusst in der Sehnsucht nach dem Glück und versucht daher sein eigenes Leben glücklich zu gestalten; wobei es für die allgemeine Betrachtung nicht unerheblich ist, wodurch der Einzelne sein Glück findet. Es erscheint daher wesentlich, zu erkennen, was den Menschen anleiten soll, damit er glücklich werden kann. Für das nackte Überleben ist er, wie wir soeben festgestellt haben, grundsätzlich ohnehin angetrieben; es leitet ihn seine durch den Überlebenstrieb gegebene Ich-Bezogenheit. Würde jedoch jeder Mensch seine Triebhaftigkeit in tierischer Weise ausleben, dann wäre aufgrund der durch die Vernunft erzeugten Attribute aus der anthropologischen Konstante der Willkür freie Bahn gelassen, ein Umstand, der ein gedeihliches und zufriedenes Leben erschwert oder gar verunmöglicht.

Dies gilt zwingend unter dem Aspekt, dass der Mensch, seiner Anlage gemäß, ein geselliges Wesen ist, im Sinne des aristotelischen ζῷον πολιτικόν¹⁰ – also kein umherstreunendes Einzelwesen, das erst vertraglich zum Zusammenleben verbunden werden soll. Der Mensch kann ohne andere Menschen sein Menschsein nicht entfalten, also nicht Mensch sein. Menschen erzeugen demzufolge immer Gemeinwesen. Innerhalb derer wollen sie ein glückliches Leben führen. Sie stellen notwendigerweise Regeln für das Zusammenleben auf. Damit wird die Ich-Bezogenheit beschränkt, also die individuelle Willkür eingehegt und eine Wir-Bezogenheit geschaffen, um sich von anderen Gemeinwesen zu unterscheiden.

Diese Unterschiede sind in erster Linie der Gestalt der Erde geschuldet, die sich eben in ihren unzähligen landschaftlichen Formen so darbietet, dass zwangsläufig unterschiedliche Regelungen für das menschliche Zusammenleben angenommen werden müssen. So ist beispielsweise die Ressource Wasser in den Feuchtgebieten Zentraleuropas im Übermaß vorhanden und erhält damit eine andere Gewichtung als in den Trockengebieten der asiatischen Steppenregionen. Daraus erfließen demzufolge auch ganz bestimmte Regeln über den Wassergebrauch. Die Unterschiede zwischen den einzelnen Weltgegenden sind so zahlreich, dass sich ebenso viele Regelwerke über die Generationen herausgebildet haben. Wir bezeichnen die unterschiedlichen Entitäten als „Kulturen“ und deren Regelwerke als „Sitten“. Diese Begrifflichkeit der Sitten impli-

ziert demnach die einem Gemeinwesen eigenen Gesetze und Anweisungen, die Umgangsformen, das Brauchtum und alle weiteren besonderen Merkmale für ein gedeihliches Zusammenleben. Dies bedeutet jedoch nicht, dass diese Sitten nicht auch grausam und aggressiv sein können; wichtig erscheint lediglich, dass sie innerhalb einer bestimmten Kultur für deren Angehörige gelten. Die Menschheit präsentiert sich daher nicht als ein monolithischer Einheitsblock, wie dies von manchen Utopisten gerne gesehen würde, sondern als eine sehr heterogene Gemengelage mit unterschiedlichen Ausprägungen der Spezies.

Diese Sitten entstehen aus dem Vernunftdenken heraus, denn nur die Vernunft vermag die Spielarten der anthropologischen Konstante, die sie auf Basis des Triebhaften selbst hervorbringt, auch einzuhegen. Wir folgen hier den Untersuchungen von Immanuel Kant: „*Aus dem Ausgeführten erhellt: dass alle sittliche Begriffe völlig a priori in der Vernunft ihren Sitz und Ursprung haben und [...] dass sie von keinem empirischen und damit bloß zufälligen Erkenntnisse abstrahiert werden können.*“¹¹ Die innerhalb eines Kulturkreises gesetzten Handlungen der Individuen können daher nur in Bezug auf das kulturelle Kollektiv beurteilt werden – sie sind damit entweder richtig oder falsch. Wir sind also noch immer davon entfernt, hier eine Kategorie des Bösen einziehen zu können. Allerdings müssen wir uns die Frage stellen, woher der Mensch darüber Bescheid weiß, was nun richtig ist?

In einem ersten Ansatz können wir das Recht aus einer gewissen Zweckrationalität heraus festlegen; z. B. ein ansteckender Virus gefährdet unser Leben, eine Maske vor Mund und Nase schützt vor Ansteckung, daher tragen wir verpflichtend Masken, wer sich daran hält, handelt richtig, wer nicht, falsch – und wird bestraft. Richtig ist daher grundsätzlich, so könnten wir folgern, die getreue Befolgung der Sitten im jeweiligen Kulturkreis. Die Sitten und das daraus erfließende Recht sind also ein wesentlicher Maßstab für das Verhalten des Individuums in der Gemeinschaft. Aber, und hier beginnt die Güte eine Rolle zu spielen, es mögen nun einerseits Handlungen, abgeglichen am Recht, zwar richtig sein, dies heißt aber noch nicht, dass sie auch gut sind. Dies mag beispielsweise dann der Fall sein, wenn ein Unternehmer im Rahmen rechtlich vollkommen korrekter Maßnahmen die Existenzgrundlage eines anderen ruiniert und diesen damit in eine ausweglose Situation oder gar in den Selbstmord treibt. Andererseits gibt es Handlungen, die als gut zu bewerten sind, aber den aufgestellten Regeln widersprechen. Als ein sehr bekanntes Beispiel hierzu wäre die Geschichte um „Schindlers Liste“ anzuführen.

Wir erkennen daraus, dass gut und richtig nicht zwingend dasselbe sein müssen. Es gebiert zwar die Vernunft die Sitten, die Vernunft für sich genommen ist daher die



Sittlichkeit, aber dennoch ist sie der Dialektik der anthropologischen Konstante unterworfen, wobei sich ihre Logizität aus beiden Polen ableiten kann, um vermeintlich gute Regeln für das Zusammenleben zu erzeugen. Aus dieser Überlegung heraus können wir das oben Gesagte präzisieren, indem wir folgern, dass lediglich „gute“ Sitten ein wesentlicher Maßstab für das Verhalten des Individuums in der Gemeinschaft sind. „Gut“ und „richtig“ sollen also für ein gedeihliches Zusammenleben zumindest innerhalb einer Kultur ineinander verschmelzen, die Sitten sollen Güte erhalten. Daher wollen wir nun „das Gute“ untersuchen.

3. Die Güte Gottes:

An dieser Stelle sind wir an das Ende der immanenten Welt gelangt. Sofern sich der Mensch nun nicht an die höchste Stelle setzt und bereit ist zu begreifen, dass er zwar hinsichtlich seines Intellekts über allen Lebewesen steht, sich jedoch nichtsdestotrotz als unvollkommen erkennen muss, alleine schon aus dem Grund, da er nicht alles zu vollbringen vermag, was er begehrt, dann wird er gewillt sein, die Idee einer vollkommenen Wesenheit anzuerkennen, die wir dann Gott nennen und die wir nach Johann Friedrich Herbart folgendermaßen charakterisieren wollen: „Die Idee von Gott enthält zuvörderst Weisheit und Heiligkeit, – zusammen genommen innere Freiheit; dann Allmacht, als höchste Vollkommenheit; reine und allumfassende Güte, das Wohlwollen; endlich Gerechtigkeit [...]“¹². Wir wollen also Gott als Axiom setzen und anerkennen, dass er erstens ist und zweitens mit Güte wirkt. Daraus können wir logisch ableiten, dass alle göttliche Schöpfung a priori gut ist. Aus diesem Grund entbehrt auch ein Urteil über die immanente Welt bezugnehmend auf „gut“ und „böse“ jeder Grundlage, denn diese weiß über sich nicht Bescheid, sie ist geschaffen und damit einfach gut.

Die einzige Ausnahme bildet der Mensch, der, wie wir bereits festgestellt haben, mit Vernunft ausgestattet ist und auf sich selbst zu reflektieren vermag. Er legt also in der immanenten

Welt fest, was gut ist. Durch die Vernunft ist der Mensch in der Lage, das Gute für sich zu erkennen, trägt er doch als Geschöpf Gottes das Gute bereits in sich. Dieses Gute für sich betrachtet bezeichnen wir als die „Tugenden“; sie sind jener Richtmaßstab, den der Mensch an den Sitten und an sich selbst anzulegen hat. Doch die Vernunft ist Teil der anthropologischen Konstante, was bedeutet, „[d]ass aber dies gänzlich verschieden und unabhängig ist vom ethischen Werte des Handelns, dass vernünftig handeln und tugendhaft handeln zwei ganz verschiedene Dinge sind, dass Vernunft sich ebenso wohl mit großer Bosheit, als mit großer Güte im Verein findet und der einen wie der anderen durch ihren Beitritt erst große Wirksamkeit verleiht [...]“¹³

Zu den Tugenden selbst verweise ich auf Platons *Politeia* und seine *Nomoi*, worin die Gerechtigkeit, die Besonnenheit/Mäßigung, die Tapferkeit und die Weisheit/Klugheit skizziert werden, die durch Thomas von Aquin später als die vier Kardinaltugenden hervorgehoben worden sind, weil sich aus ihnen alle anderen Tugenden ableiten lassen. Es würde jetzt zu weit führen, sie an dieser Stelle weiter auszubreiten, aber sie sollen uns als jene Inhalte gelten, die das Abstraktum von Platons „Idee des Guten“ konkretisieren: „Durch sie erhalten erst die Gerechtigkeit und die anderen Tugenden ihren Wert und Nutzen.“¹⁴ Da alles Gute von Gott ausgeht und der Mensch dieses Gute in den Tugenden aus sich heraus a priori zu erkennen vermag, folgt, dass das Gute an sich der Wille Gottes ist, den der Mensch umzusetzen trachtet, oder wie Platon dies ausdrückt: „Also jede Seele strebt nach dem Guten und tut alles um seinetwillen.“¹⁵ Nun wissen wir um das Gute, es stellt sich allerdings die Frage, wie wir zum Guten angeleitet werden?

Die Vernunft erfährt diese Anleitung durch einen göttlichen Funken, der dem Menschen eingepflanzt ist und den Immanuel Kant als den „inneren Gerichtshof“ bezeichnet:

Das Bewusstsein eines inneren Gerichtshofes im Menschen, vor welchem sich seine Gedanken einan- >>>

Die christlichen und die altgriechischen Tugenden und ihre Symbole

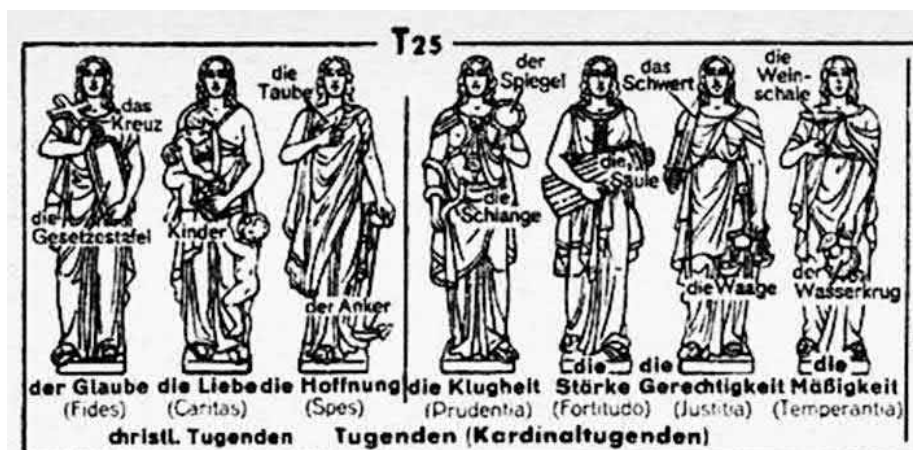


Abb.: www.dasgeheimnisc.de/2017/03/t25-tulpe-tugenden.html



der verklagen oder entschuldigen, ist das Gewissen. Jeder Mensch hat Gewissen und findet sich durch einen inneren Richter beobachtet, bedroht und überhaupt im Respekt (mit Furcht verbundener Achtung) gehalten, und diese über die Gesetze in ihm wachende Gewalt ist nicht etwas, was er sich selbst (willkürlich) macht, sondern ist seinem Wesen einverleibt. [...] Da nun ein solches moralisches Wesen [Anm.: der innere Richter] zugleich alle Gewalt (im Himmel und auf Erden) haben muss, weil es sonst nicht (was doch zum Richteramt notwendig gehört) seinen Gesetzen den ihnen angemessenen Effekt verschaffen könnte, ein solches über Alles machthabende Wesen aber Gott heißt: so wird das Gewissen als subjektives Prinzip einer vor Gott seiner Taten wegen zu leistenden Verantwortung gedacht werden müssen: ja es wird der letztere Begriff (wenngleich nur auf dunkle Art) in jedem moralischen Selbstbewusstsein jederzeit enthalten sein.¹⁶

Wir haben also die Güte Gottes dadurch bestimmt, dass wir die Tugenden als das Gute für sich festgelegt haben, wir wissen also damit, was gut ist. Wir wissen nun auch, was das Gute an sich ist, nämlich der Wille Gottes, der die gesamte Welt durchwirkt. Die menschliche Vernunft kann durch das ihm immanente Gewissen erkennen, was das Gute an und für sich ist. Wenn aber der Mensch nun weiß, was gut ist, und immerfort danach strebt, gut zu sein, woher kommt dann das Böse? Um diese Dialektik zu erfassen, müssen wir uns mit dem Menschen als der Ebenbildlichkeit Gottes beschäftigen.

4. Der freie Wille:

Wir verlassen nun den philosophischen Boden und begeben uns in den Bereich der Religion, durch deren Lehren wir eine Erkenntnis über die Herkunft des Bösen zu gewinnen trachten. Damit wir aber nicht mit der Tür ins Haus fallen und es uns leichter fällt, in die Thematik einzusteigen, soll uns dabei folgende Aussage von Konrad Lorenz Geleit geben:

Der Irrglaube, dass nur das rational Erfassbare oder gar nur das wissenschaftlich Nachweisbare zum festen Wissensbesitz der Menschheit gehöre, wirkt sich verderblich aus. Er führt die „wissenschaftlich aufgeklärte“ Jugend dazu, den ungeheuren Schatz von Wissen und Weisheit über Bord zu werfen, der in den Traditionen jeder alten Kultur wie in den Lehren der großen Weltreligionen enthalten ist.¹⁷

Dadurch gestärkt wenden wir uns der Bibel zu, wo bereits ganz zu Beginn, im Buch Genesis, proklamiert wird: „Und Gott

schuf den Menschen nach seinem Bild, nach dem Bild Gottes schuf er ihn, als Mann und Frau schuf er sie.“¹⁸ Wir wissen also bereits aus den philosophischen Erkenntnissen, dass wir Geschöpfe Gottes sind, und haben nun erfahren, dass wir Menschen als sein Ebenbild in die Welt gesetzt worden sind.

Aber es drückt sich diese Ebenbildlichkeit nicht in der Vollkommenheit Gottes aus, da wir aus unserer Selbstreflexion bereits erkannt haben, dass wir nicht vollkommen sind. Es ist die Vernunft, die den Menschen seine Unvollkommenheit erdenken lässt. Überhaupt vermag sie alles zu erdenken und ist somit für sich alles Erdenkliche im Rahmen der anthropologischen Konstante und zugleich ihre eigene Einhegung im Sinne des Strebens nach Güte. Da aber die Vernunft die Erkenntnisse immer aus sich selbst heraus gebiert, der Wille Gottes mit dem Gewissen „nur“ einen Leitfaden darstellt, so ist die Vernunft an sich der „freie Wille“. Es lehrt uns dazu der deutsche Mystiker Meister Eckehart: „Der Mensch hat einen freien Willen, mit dem er Gutes und Böses wählen kann. [...] Der Mensch soll frei sein und Herr seiner Werke, unzerstört und ungezwungen.“¹⁹ Es ist also die Vernunft, die als der freie Wille die Geschicke des Menschen lenkt und ihn damit von allen anderen Lebewesen unterscheidet.

Um hier ein Beispiel zu geben, betrachten wir den Hund als Haustier. Dieses Individuum wird, sobald es ein Hungergefühl verspürt, fressen, und zwar so lange, bis es satt ist. Da es aber in der Natur in der Regel kein Nahrungsüberangebot gibt und sich der Hund daher sein Fressen erst erbeuten muss, wird er, sofern das natürliche Gleichgewicht intakt ist, ein gut genährtes und gesundes Tier sein. Beim Haushund fällt die Nahrungssuche weg, er wird gefüttert, und er wird daher fressen, sobald er hungrig ist, ohne sich aber bewegen zu müssen, sofern ihn sein Herrchen nicht dazu zwingt. Dadurch kann es passieren, dass er völlig unschuldig fettleibig und krank wird. Dies kann auch beim Menschen so passieren, jedoch nicht unschuldig, sondern nur sobald er seinen Trieben freien Lauf lässt. Er vermag jedoch auf sich zu reflektieren und diese Gefahr zu erkennen, was der Hund nicht kann. Ja, der Mensch kann sogar noch weiter gehen und bewusst – aus welchen Gründen auch immer – die Nahrungsaufnahme verweigern, also eine Abmagerungskur veranstalten, und im äußersten Falle kann er sogar sein eigenes Ableben beschließen. All das können die anderen Lebewesen nicht.

Der Mensch kann also im Gegensatz zu allen anderen Lebewesen frei entscheiden – dies auch Gott gegenüber; und diese Fähigkeit ist es, die ihn zum Ebenbild Gottes macht. Damit trägt er eine schwere Bürde, denn er weiß ja durch sein Gewissen um das Gute grundsätzlich Bescheid (auch wenn es ihn als göttlicher Funken nicht hell anstrahlt wie ein Scheinwerfer) – er sollte es daher erkennen. Und er will grundsätzlich auch alles gut machen, dem Willen Gottes fol-

Ferdinand Waldmüller: *Barmherzigkeit*

gen. Seine Herausforderung ist es daher, seine Triebhaftigkeit, also sein vordergründiges Ich auf dem individuellen Weg zum Glück zu zähmen und den jeweiligen Sitten folgend, das Leben so zu gestalten, dass es gut wird. Er ist demzufolge gezwungen, die allgemeinen Tugenden und somit den Willen Gottes auf die bestimmte Lebenssituation anzupassen, also das Gute zu interpretieren. Bei diesem Ausdeutungsprozess kann es auch vorkommen, dass aus der guten Absicht Missdeutungen erwachsen und der Mensch in eine falsche Logik ableitet – kurz und gut eben Fehler macht, oder, um es mit Goethe auszudrücken: „*Es irrt der Mensch, solange' er strebt.*“²⁰ Er handelt somit entgegen der Güte Gottes, weil er diese falsch auslegt. Wenn der Mensch also nicht tugendhaft handelt, dann handelt er böse, oder wie dies Erich Fromm darlegt: „*Aber so etwas wie eine freie Wahl zwischen ‚Gut‘ und ‚Böse‘ gibt es überhaupt nicht – es gibt nur konkrete und spezifische Handlungsweisen, die Mittel zum Guten sind, und andere, die Mittel zum Bösen sind, immer vorausgesetzt, dass man Gut und Böse richtig definiert.*“²¹ Wir haben daher das Gute bereits über die Güte Gottes definiert und festgestellt, dass „das Gute“ an sich der Wille Gottes ist, für sich zeigt es sich in den Tugenden; die Vernunft an sich ist der freie Wille des Menschen und für sich wird sie in den Sitten offenbar. Die wahrhaftig „guten Sitten“ entstehen demzufolge, wenn sich der freie Wille des Menschen mit dem Willen Gottes kongruent verhält und die Vernunft den Tugenden gemäß agiert. Die Anleitung dazu erhält der Mensch über das Gewissen: Er muss die Anleitung lesen, verstehen und dann umsetzen können. Dies gelingt nicht immer exakt, daher geschieht das böse Handeln nun insbesondere durch den Umstand, dass der Mensch oftmals dazu verleitet ist, aus der Ich-Bezogenheit seiner Triebhaftigkeit heraus sich selbst etwas Gutes tun zu wollen, weil ja die gesamte Bandbreite der anthropologischen

Konstante in ihm wirkt. Das Ich befriedigt seinen Willen demzufolge nach seinen Bedürfnissen – es trachtet daher lediglich nach dem vermeintlich Guten, erzielt dabei das Nichtgute oder Ungute, eben das Böse. Daraus erhellt auch, dass das Böse unterschiedlicher Intensität sein kann, in den Religionen kennen wir dazu das Spektrum von den „lässlichen Sünden“ bis hin zu den „Todsünden“.

Inwieweit zum Entstehen dieser Rücksichtslosigkeit ein transzendentes Wesen auf den Menschen im Sinne einer „*Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft*“²², einwirkt, soll hier nicht untersucht werden. Es ist nämlich für diese Analyse im Prinzip unerheblich, da es der freie Wille des Menschen ist, der auch diese Kraft beherrschen kann, indem er auf sein Gewissen hört und damit das Gute zu erkennen vermag. Dies wird uns sehr deutlich im Matthäus-Evangelium vor Augen geführt, wo diese transzendente Kraft, die wir auch den Teufel nennen, auf Jesus einwirkt: „*Er zeigte ihm alle Reiche der Welt und alle Herrlichkeit und sagte zu ihm: Das alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest. Da sagte Jesus zu ihm: Hinweg Satan! Denn es steht geschrieben: Den Herrn, deinen Gott sollst du anbeten und ihm allein dienen. Da verließ ihn der Teufel und die Engel traten hinzu und dienten ihm.*“^{23,24} Das Böse erwächst daher aus der Diskrepanz zwischen dem grundsätzlichen Etwas-Gutes-tun-Wollen und dem triebhaften Sich-etwas-Gutes-tun-Wollen und damit aus einer falschen Interpretation der Tugenden oder, wie dies Konrad Lorenz formuliert: „*Das Böse ist ja per definitionem dasjenige, was das Gute, also das, was man als Wert empfindet, in Gefahr bringt.*“²⁵ Und exakt diese Gefahr erkennt der Mensch im Eifer seines Strebens oftmals nicht; wie in einem dichten Nebel verworrener Gedanken, sieht er den göttlichen Funken des Gewissens nicht leuchten, vielmehr fällt er auf Irrlichter herein. Das Böse ist somit nicht etwas, das dem Menschen zufällt, sondern etwas, das er selbst generiert, weil er das Gute zwar tun will, es aber nicht vermag.

>>>

Hieronymus Bosch: *Völlerei* -Detail aus dem *Tisch der sieben Todsünden und die vier letzten Dinge* (Museo del Prado)



Zum Abschluss soll dies in einem abgekürzten Argumentationsstrang noch einmal aufgezeichnet sein:

1. Gott ist.
2. Gott ist allmächtig und allgütig, er hat alles geschaffen.
3. Der Mensch ist ein Geschöpf Gottes und daher, wie die gesamte Schöpfung, gut.
4. Der Mensch strebt demzufolge danach, Gutes zu tun.
5. Aber wie alle Lebewesen, trägt auch er den Überlebenstrieb, die Ich-Bezogenheit, in sich.
6. Das Gute ist an sich der Wille Gottes, es manifestiert sich für sich in den Tugenden.
7. Der Mensch ist Ebenbild Gottes und besitzt daher einen freien Willen.
8. Der Mensch ist das einzige vernunftbegabte Lebewesen.
9. Die Vernunft ist an sich der freie Wille, sie manifestiert sich für sich in den Sitten.
10. Jeder Mensch hat ein Gewissen, das Wissen um das Gute ist in ihm.
11. Gutes tun heißt, den Willen Gottes erkennen und gute Sitten zu leben.
12. Der Mensch handelt frei, oftmals ichbezogen und erkennt dabei das Gute nicht immer.
13. Das Böse entspringt demzufolge den Missdeutungen aus der menschlichen Vernunft.
14. Das Böse ist daher ein Wollen, aber nicht Können des Guten.

Quod erat demonstrandum.

Ω

MMag. DDr. Andreas W. Stupka, geb. 1963; Brigadier; Militärwissenschaftler und Stratege; Leiter des Innovationsbüros im Bundesministerium für Landesverteidigung. Studium Politikwissenschaft/Philosophie an der Universität Wien, 2002 Promotion Dr. phil. (Politikwissenschaften), 2010 Promotion Dr. phil. (Philosophie); Journalistenausbildung an der Medienakademie in Salzburg. Verfasser militärwissenschaftlicher Bücher und zahlreicher Beiträge in Fachzeitschriften.

- 1 Konrad Lorenz: *Die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit*. München: 38. Auflage, 2018, S. 11.
- 2 Irenäus Eibl-Eibesfeldt: *Der Mensch – das riskierte Wesen*. München: 5. Auflage 1993, S. 205f.
- 3 Konrad Lorenz: *So kam der Mensch auf den Hund*. München: 45. Auflage 2016, S. 131.
- 4 In diesem Bereich der Betrachtung können Missverständnisse auftreten, da es zahlreiche Vorstellungen über die Begrifflichkeit des Verstandes im Allgemeinen gibt. Um hier die Wogen weitgehend zu glätten, ist es notwendig, eine Begriffshierarchie einzuziehen, die drei Ebenen umfasst, nämlich erstens die „reine Sinnlichkeit“, zweitens den „Verstand“ und drittens die

„Vernunft“: Auf der einfachsten Ebene, die sich direkt aus der Triebhaftigkeit oder eben dem Instinkt ergibt, liegt die reine Sinnlichkeit, also die Wahrnehmung der Umwelt mit den Sinnen, eine Sensorik, die jedem Lebewesen in bestimmter Form gegeben ist. So treiben die Pflanzen zu einer bestimmten Zeit aus, richten ihr Streben nach dem Licht; das Raubtier erkennt über die Sinne seine Beute, das Tier im Allgemeinen scheut das Feuer. Die reine Sinnlichkeit impliziert daher ein sehr einfaches Ursache-Wirkungs-Prinzip, das sich aus dem Instinkt generiert und in den Lebewesen bestimmte Verhaltensmuster hervorruft.

Sobald wir nun aus der sinnlichen Wahrnehmung eine Kausalität abzuleiten vermögen, die auf der Erfahrung gründet und damit einen gewissen Lerneffekt nachweisbar macht, dann betreten wir die Ebene des Verstandes. Es liegt hier bereits eine Reflexion vor, im Sinne eines „Nachdenkens, das an einen Vorfall geknüpft ist“. Beim Verstand handelt es sich daher um das an Sinneseindrücke gebundene Erkenntnisvermögen a posteriori, das den Pflanzen nicht zukommt – sie bleiben auf der Stufe des Getriebenseins stehen. Sehr wohl aber ist dieses Verstandesdenken den Tieren inhärent, da sie aus der Erfahrung heraus oder bei den höher entwickelten Arten auch aus der Erziehung durch die Elterntiere zu Lernhandlungen und damit zu Nachahmungen fähig sind. Aus dem Gesagten ergibt sich, dass die Begrifflichkeit des Verstandes ein sehr weites Spektrum an Möglichkeiten umfasst, das in seiner Manifestation von der Fähigkeit jeder einzelnen Art und innerhalb derer auch jedes einzelnen Individuums abhängig ist; so gibt es eben lernfähigere und weniger lernfähige Tiere und beispielsweise im Rahmen der Gattung Hund „intelligendere“ und „weniger intelligente“.

Im Menschen erst waltet der Verstand in seiner höchsten Ausformung, da im Menschen – und nur bei ihm – die Vernunft als dritte Ebene vorhanden ist und daher ein vernunftgeleitetes Verstandeshandeln ermöglicht, allerdings auch wieder in individuell unterschiedlicher Ausprägung. Vernunft bezeichnet also erst das Denken schlechthin, eben das Vermögen, abstrakte Begriffe zu bilden, auf sich selbst zu reflektieren, Erkenntnisse a priori zu erfassen. Die Vernunft ist es daher, die den Menschen im Sinne Hegels als solchen erst ermöglicht: *„Die Bestimmung des Menschen ist die denkende Vernunft [...] er ist durch dieselbe von dem Tiere unterschieden.“*

G.W.F.: Hegel: *Wissenschaft der Logik I, Werke 5*. Frankfurt am Main: 3. Auflage 1993, S. 132.

- 5 Arthur Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung*. 1. Band, 1. Teilband, Köln: 1997, S. 57f.
- 6 Charles Darwin: *Der Ausdruck der Gemütsbewegungen*. In: *Gesammelte Werke*. Frankfurt am Main: 2009, S. 1284.
- 7 Erich Fromm: *Anatomie der menschlichen Destruktivität*. Reinbek bei Hamburg: 21. Auflage 2005, S. 236.
- 8 Erich Fromm: *Die Kunst des Liebens*. München: 1995, S. 19.
- 9 Erich Fromm: *Die Kunst des Liebens*. München: 1995, S. 20.
- 10 Vgl. Aristoteles: *Politik*. 1235a, 1–30.
- 11 Immanuel Kant: *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*. Köln: 1995, S. 203.
- 12 Johann F. Herbart: *Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie*. Hamburg: 1993, S. 166.
- 13 Arthur Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung*. 1. Band, 1. Teilband, Köln: 1997, S. 150.
- 14 Platon: *Der Staat*, VI. Buch, Stuttgart: 1973, S. 217.
- 15 Platon: *Der Staat*, VI. Buch, Stuttgart: 1973, S. 218.
- 16 Immanuel Kant: *Die Metaphysik der Sitten*. § 13. *Von der Pflicht des Menschen über sich selbst, als den angeborenen Richter über sich selbst*. Köln: 1995, S. 527–529.
- 17 Konrad Lorenz: *Die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit*, München: 38. Auflage 2018, S. 70.
- 18 *Die Bibel: Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Bundes*. Freiburg im Breisgau: 2008, S. 3.
- 19 Meister Eckehart (Hg. Josef Quint). *Deutsche Predigten und Traktate*, Zürich: 1979, S. 93.
- 20 Johann Wolfgang von Goethe: *Werke*, Band 3, *Faust, Prolog im Himmel*. München: 1986, S. 18.
- 21 Erich Fromm: *Die Seele des Menschen*. München: 10. Auflage 2006, S. 144.
- 22 Johann Wolfgang von Goethe: *Werke*, Band 3, *Faust, Studierzimmer*. München: 1986, S. 47.
- 23 *Die Bibel: Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Bundes*. Freiburg im Breisgau: 2008, S. 1043.
- 24 Sollte jedoch eine solche Macht tatsächlich einwirken, wie uns dies viele Religionen vermitteln (daher können wir es auch glauben), so beweist dies einerseits, dass es für den freien Willen des Menschen umso schwieriger ist, den Willen Gottes trotz guten Wollens richtig zu interpretieren, andererseits müssen wir dann auch anerkennen, dass überhaupt transzendente Wesen mit freiem Willen existieren (Engel, Genien, Teufel, Dämonen etc.), die uns beeinflussen, denn auch diese Wesen sind als gut geschaffen und haben sich aufgrund ihrer Selbstreflexion teilweise gegen den Willen Gottes entschieden.
- 25 Konrad Lorenz: *Das sogenannte Böse*. München: 30. Auflage 2016, S. 252.